

Vincent van Gogh

Das Leben eines grossen Malers

von

JULIUS MEIER-GRAEFE

Seine Bedeutung erschöpft sich nicht mit seinen Bildern. Er war nicht in dem ausschließlichen Sinne Maler wie etwa Courbet, der die Welt nur nach dem Ertrag an Motiven für seinen Pinsel beurteilte und das, was sich nicht abmalen ließ, als nicht vorhanden ansah. Der Begriff des Artisten, der sich für Manet und Degas eignet, deckt ihn ebensowenig wie der Spezialisismus eines Claude Monet, der die Malerei für einen farbenempfindlichen Apparat nahm. Er galt seinen Pariser Kameraden als Outsider, noch mehr fühlte er sich als solcher, und zwar nicht weil er aus Holland kam, denn das hinderte ihn nicht, sich die Techniken der Fortschrittler anzueignen und bald in der ersten Reihe zu stehen, sondern weil er aus anderen Vorstellungen kam und immer darin blieb, weil er anders zu Welt und Menschen stand, einer, dem die Kunst nicht Zweck, sondern Mittel war. Als er Maler wurde, hatte er schon mehrere andere Berufe hinter sich, zuerst Angestellter in einer großen Kunsthandlung, dann so etwas wie Hilfslehrer in England, und dann hatte er versucht, den geistlichen Beruf seines Vaters zu ergreifen. Da die Mittel für das langwierige und von ihm als unwesentlich empfundene Studium der Theologie nicht reichten, war er als Laienprediger zu den Bergarbeitern ins belgische Borinage gegangen, wo er mit den Arbeitern sehr gut stand und mit den Behörden in Zwist geriet. Er scheiterte überall nicht aus Mangel an Ausdauer, sondern weil er die Sache zu ernst nahm und die Berufung nicht in

berufsmäßigen Mechanismus umzustellen vermochte. So wurde die Kunst zur letzten Zuflucht, und hier blieb er haften. Er gewann endlich die Möglichkeit der Äußerung und malte, wie er das Wort Gottes hätte mitteilen sollen, eindringlich und flammend. Insofern war dieser Beruf besser als die früheren, als er ihm bedingungslose Hingabe gebot und ihm erlaubte, sich gleich einer im Winde brennenden Fackel restlos zu verzehren. Die Kunst ersetzte ihm das Elternhaus, wo er als Verlorener galt, ersetzte ihm die Frau, denn keine wollte von ihm wissen, da er arm und häßlich war, ersetzte ihm die Kirche, an die er nach mannigfachen Erfahrungen mit den Pastoren nicht mehr zu glauben vermochte. Aber sie wurde nicht für ihn, was nahegelegen hätte, ein Mittel, um Welt und Menschen zu vergessen. Er suchte nicht sich, seinen Ehrgeiz, seinen Rausch in der Kunst, sondern das Band mit den anderen, die Gemeinde. Dafür wirkte er, soweit ihm der schöpferische Furor Besinnung ließ, mit der Begeisterung eines Apostels und mit der Schlichtheit eines Handwerkers primitiver Epochen. Nichts lag ihm ferner als das in Paris formulierte Prinzip: l'art pour l'art. Van Gogh hätte sich nicht gescheut, l'art pour tous zu sagen. Originalität war die letzte seiner Sorgen. Er nahm das Objekt, wie er es fand. Ein Acker, ein Baum, ein Webstuhl, ein Teller mit Kartoffeln, alte Stiefel genügten. Keine Bescheidenheit des Künstlers, versteckter Hochmut des Könners, trieb ihn dazu, sondern Neigung zu den Armen und ihren